

Neues über den Freisinger Dom

Von Univ.-Prof. Dr. J. A. Fischer

In diesem Jahr werden es wohl genau 12 volle Jahrhunderte, daß Bischof Arbeo von Freising die Gebeine des hl. Korbinian in seine Bischofskirche zurückholen ließ. Bekanntlich war Korbinian etliche Wochen nach seinem Hinscheiden in Freising, einem eigenen letzten Wunsch entsprechend, auf die heutige Zenoburg in Meran überführt worden. Aus ältesten Traditionsurkunden und aus der Lebensgeschichte Korbinians von Arbeo läßt sich erschließen, daß die Translation des Heiligen im Jahre 768 stattfand. Erstmals wird das Korbiniansgrab im Dom in einer Urkunde vom 24. Februar 769 erwähnt¹. Zum 1200jährigen Translationsjubiläum legt der Historische Verein Freising eine vom Verfasser dieses Berichtes angeregte und betreute Festschrift vor, deren 10 Beiträge der Grabeskirche St. Korbinians, dem Freisinger Dom und der Erforschung seiner äußeren und inneren Geschichte gewidmet sind².

In das Dunkel der Anfänge der Domgeschichte dringt S. Benker mit seinem Aufsatz „Der Dom im ersten Jahrtausend“ vor. Erstmals werden hier die schriftlichen und monumentalen Quellen systematisch herangezogen. Die Sichtung dieser Quellen ergibt nicht, wie man bisher meinte, daß nach der kanonischen Errichtung des Bistums Freising durch den hl. Bonifatius im Jahre 739 alsbald eine neue Kathedrale erbaut worden wäre. Vielmehr bestand neben der Agilolfinger-Residenz auf dem späteren Domberg schon eine Marienkirche, die dann zuerst dem hl. Korbinian als Bischofskirche — neben dem Heiligtum von Weihenstephan — diente. Die Agilolfinger erstrebten zu Anfang des 8. Jahrhunderts die Errichtung von Bischofssitzen in ihrem Land und stellten im Falle Freising bereits vorsorglich eine Bischofskirche zur Verfügung, die im Lauf der Zeit eine ansehnliche Ausstattung erfuhr. — Einen neuen Abschnitt der Domgeschichte leitete erst Bischof Anno (855 - 875) ein, der den agilolfingischen Dom vergrößerte. Diese erweiterte Kathedrale traf im Jahre 903 ein Brandunglück. Als Beihilfe zur Behebung des Schadens erreichte Bischof Waldo von König Ludwig dem Kind die Überlassung eines königlichen Hofes zu Föhring samt der dortigen, für Freising schicksalsträchtigen Zollbrücke. An den bald wiederhergestellten Dom fügte Bischof Abraham im späteren 10. Jahrhundert eine *turris* an, worunter Benker mit guten Gründen ein Westwerk versteht. Erste Seitenkapellen, Krypta, und einige wenige Nebenaltäre im Innern kamen nach und nach hinzu, der Chorraum wurde vom Schiff des Volkes geschieden. Mit dem Dom war in der Frühzeit des Bistums ein Kloster verbunden. Alles in allem spiegelt die Frühgeschichte des Freisinger Domes die zeitgenössische altbairische Kirchen- und Kulturgeschichte wieder.

Eine schwere Katastrophe traf Freising am Palmsonntag 1159, als der Domberg und die kleine Stadt zu seinen Füßen in Flammen aufging. Der Berichterstatter versucht in seinem Beitrag „die zeitgenössischen Berichte

über den großen Brand von 1159“ auszuschöpfen. Wir besitzen zwei zeitgenössische Aufzeichnungen über dieses große Feuer: von Rahewin, dem Fortsetzer der Gesta Frederici Ottos von Freising, und dem Freisinger Domkustos Conradus Sacrista. Der Dom brannte aus. Die wertvolle Ausstattung, die mit Ergänzung durch andere Notizen des Conradus Sacrista hier erstmals im Zusammenhang greifbar wird, ging großenteils verloren. Diese frühromanische Gottesburg muß nach allem eine von Farbe, Gold, Silber und Edelmetalle schimmernde Innenausstattung gehabt haben, an der den Bischöfen Abraham (957 - 995) und Egilbert (1005 - 1039) ein besonderes Verdienst zukommt. — In die Welt des mittelalterlichen Prodigienlaubens führen uns die Chronisten, wenn sie von den Vorzeichen, die jener Brandkatastrophe vorausgingen, erzählen. Darunter findet sich ein von der Forschung bisher meist übersehenes Kelchwunder, ein frühes Eucharistie-Mirakel. — Um den Wiederaufbau des zerstörten Domes bemühten sich die Bischöfe Albert I. (1158 - 1184) und Otto II. (1184 - 1220). Es kam nun der hochromanische Dom zustande, wie er in seinem Grundriß, mit seiner Krypta und seinem inneren Haupt-



Steinsarkophag (8. Jh.) und Reliquiar (1863) des hl. Korbinian in der Freisinger Domkrypta. Foto: M. Werkmeister jun.

portal noch heute steht. 1205 wurde die Kathedrale neu konsekriert.

Vom 14. Jahrhundert an wurde dem Dom zeitgemäß das Gewand der Gotik übergeworfen. Als wertvollster Rest blieb das Chorgestühl von 1488 erhalten; diese Jahreszahl ist noch erkennbar. Es stammt also aus der Regierungszeit Sixtus von Tannbergs (1473 - 1495), der dem Dominnern das spätgotische Gepräge gab. Die lückenlose Bischofsreihe, die über den einzelnen Chorstellen in Reliefbüsten abgebildet wird, reicht jedoch nur von Korbinian bis zu Johann I. († 1324). Dem hier auftauchenden Problem widmet sich B. Oesterhelt mit der Untersuchung: „Das Chorgestühl von 1488“. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das Gestühl in seiner ursprünglichen Gestalt auch die heute fehlenden 11 Stallen mit den dazugehörigen Bischofsreliefs bis zu Sixtus besaß und einen breiteren Baldachin hatte. Das ursprüngliche Gestühl war also noch größer und eindrucksvoller als es sich heute zeigt. Die Veränderungen erfolgten unter Bischof Veit Adam vor 1624 und unter Bischof Johann Franz Ecker vor 1724. Seit der Restaurierung von 1880/85 zeigt sich das Chorgestühl in der heutigen Gestalt.

Unter dem eben erwähnten Bischof Veit Adam (1618 bis 1651) erfolgte eine grundlegende Umformung des Dominnern. L. Weber schreibt darüber unter Verwertung bisher unbekannter Quellen im umfangreichsten Aufsatz des Bandes: „Die Neugestaltung des Domes unter Fürstbischof Veit Adam von Gepeckh“. Die neue Gestalt war zum Teil Ausführung der Reformbeschlüsse des Konzils von Trient. So wurde der gotische Lettner entfernt und die mächtige Chortreppe angelegt, um die Trennung von Klerus und Kirchenvolk zu mildern. Die „Lettner“ wurden umgebaut. Der Dom bekam Fenster, die ihn heller machten. Er wurde mit Pilastern und „modernem“ Stuck geziert, von dem Weber verborgene Reste entdecken konnte; ein neues Hauptgesims unter der Wölbung wurde angelegt. So entstand ein neuer Raumeindruck. Hinzu kam die neue Innenausstattung, wie sie in der Hauptsache noch heute zu sehen ist: der Hochaltar, die Kanzel, die Orgel auf der neuen Empore, die (meisten) Seitenaltäre, deren Geschichte sich der Verfasser besonders widmet. Weitere Forschungsergebnisse Webers zur Neugestaltung des Domes unter Veit Adam sind in den nächsten Jahren zu erwarten.

K. Mindera behandelt in seiner Untersuchung „die Erneuerung des Doms im Jahre 1724 nach dem Tagebuch von P. Karl Meichelbeck“, dem berühmten Verfasser einer ersten großangelegten Bistumsgeschichte. In vielen Details aus dem Tagebuch zeigt er, wie durch die Initiative Bischof Eckers das beglückende Werk der Brüder Asam zustande kam, das in seiner sprühenden Lebendigkeit und Farbenpracht das Auge entzückt. Meichelbeck und sein Kloster Benediktbeuern gaben dem Freisinger Bischof manche Anregung und vermittelten auch Künstler. Am Programm der Korbiniansbilder an den Lettern war Meichelbeck maßgeblich mitbeteiligt. Freilich mußte er im Jubiläumsjahr 1724 auch

erfahren, daß Undank nicht nur der Welt Lohn ist.

Mit dem ruhmlosen Ende der Bischofskirche, das ihr die Säkularisation brutal bereitete und den anschließenden fast geschichtslosen Jahren des Freisinger Doms bis zu seiner Wiedereröffnung befaßt sich G. Schwaiger anhand zeitgenössischer Quellen in dem Aufsatz: „Die stillen Jahre Freising und seines Domes (1803 - 1822)“. Für die Bistumsverwaltung war dies eine höchst schwierige Zeit, in der als treuer Freund Freisingers Dr. Joseph Heckenstaller hervorleuchtet. Am 23. April 1803 wurde der Dom zugesperrt und blieb es mit einigen Ausnahmen bis zum Frühjahr 1822. Wiederholt war die ehemalige Kathedrale in diesen Jahren ernstlich gefährdet. Auf die Stimme und Stimmung des empörten Freisinger Volkes gab die königliche Regierung in München nichts.

Diesen Studien zur äußeren Geschichte des Domes folgen Aufsätze, die sich mit dem inneren Leben der (ehemaligen) Bischofskirche befassen. Zurück zu den Anfängen der Freisinger Liturgie führt die Arbeit von K. Gamber, „Älteste liturgische Bücher des Freisinger Doms“. Hier wird u. a. der kenntnisreiche Versuch unternommen, den Fest- und Heiligenkalender Freisingers in frühester Zeit zu rekonstruieren; es bleibt freilich beim Versuch, denn wenig genug an ältestem liturgischem Buchgut aus dem Dom ist bis in unsere Tage herauf gerettet worden.

Zur Verschönerung der Liturgie trug in späteren Zeiten die *musica sacra* bei. Wenn K. G. Fellerer über „die Dommusik im 17. und 18. Jahrhundert“ schreibt, so geleitet er den Leser auf die Höhepunkte der Freisinger Musikgeschichte. Durch die Errichtung des Choralisten-Instituts im Jahre 1484 hatte die Dommusik eine feste Grundlage erhalten. Die Zukunft wandte sich dem polyphonen Gesang und der Instrumentalmusik in steigendem Maße zu. Doch wurden auch gregorianischer Choral und Volksgesang nicht vernachlässigt. Im 18. Jh. bedeutete das Wirken der Kapellmeister Rupert Ignaz Mayr und Placidus von Camerloher Höhepunkte. Alte Inventare bezeugen die Reichhaltigkeit der vorhandenen Musikalien, wobei die großen Meister Europas keineswegs fehlten. Wirtschaftliche Schwierigkeiten des Freisinger Hofes und der Geist der Aufklärung führten am Ausgang des 18. Jahrhunderts zu einem Rückschlag des musikalischen Lebens auch im Dom. Die Säkularisation erzwang auch hier eine jähe Unterbrechung.

Seit dem ausgehenden Mittelalter waren auch die Dom- und Stadtkirchen — neben denen der Bettelorden — Schwerpunkte einer gepflegten Verkündigung des Gotteswortes, wofür eigene Predigerpfründen geschaffen wurden. J. Staber führt „die Domprediger im 15. und 16. Jahrhundert“ in lückenloser Reihe vor und gibt Einblick in ihre Tätigkeit, soweit dies noch möglich ist. Die Freisinger Domprädikatur-Pfründe wurde im Jahre 1476 errichtet. Die Domprediger hatten Universitätsstudium und waren in der Regel Doktoren der Theologie. Eine umstrittene Persönlichkeit war Sebastian Haidlauf. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ging die Domkanzel an die Franziskaner über.

Neben Liturgie und Wortverkündung hat auch die Volksfrömmigkeit ihre Geschichte im Freisinger Dom. Sie bezeugt auf ihre Weise die Beliebigkeit dieses hohen Gotteshauses. Der Aufsatz von A. Bauer, „Der Dom als Wallfahrtskirche“, behandelt Geschichte und Brauchtum der Wallfahrten zum Grab des hl. Korbinian, zum hl. Sigismund als dem anderen Diözesanpatron, zum hl. Abt Nonnosus, der ebenfalls in der Krypta ruht, und zur Muttergottes auf der Stiege, dem spätgotischen Gnadenbild, das heute auf dem Marienaltar an der Nordwand des Domes steht. Am lebendigsten blieb bis zur Stunde die Verehrung St. Korbinians. —

Das Jubiläumswerk „Der Freisinger Dom“ wollte und konnte keine vollständige Geschichte der Freisinger Kathedrale bieten. Dazu fehlen noch zahlreiche Vorarbeiten. Aber es wurde in einzelne Bauabschnitte und Funktionsbereiche des Domes hineingeleuchtet und Neues zutage gefördert, was die Ehrfurcht vor dieser alten Kathedrale und ihrer Geschichte und die Liebe zu ihr mehren soll — die Liebe zu diesem Dom, der nun 1200 Jahre das Grab des Glaubensboten Korbinian

birgt und dadurch zu einem Nationalheiligtum des bairischen Stammes geworden ist².

Anmerkungen:

¹ Th. Bitterauf: Die Traditionen des Hochstifts Freising. München 1905, Nr. 31.

² DER FREISINGER DOM. Beiträge zu seiner Geschichte. Festschrift zum 1200jährigen Jubiläum der Translation des hl. Korbinian. Im Auftrag des Historischen Vereins Freising herausgegeben von Joseph A. Fischer (= 26. Sammelblatt des Hist. Vereins Freising), Freising 1967, Verlag des Hist. Vereins (Stadtarchiv, Rathaus), XII + 289 S., brosch. DM 16.80.

³ Ergänzend sei noch auf die inzwischen erschienene Neuauflage des kleinen Domführers (Schnell & Steiner, Nr. 200) hingewiesen: A. Elsen — S. Benker: Der Dom zu Freising. 6. Aufl., München 1967. — Hier sind auch äußere und innere Veränderungen am Dom in den letzten Jahren verzeichnet.

Anschrift des Verfassers:

Univ. Prof. Dr. Joseph Fischer, 87 Würzburg, Berliner Platz 8.

Das „Ostermannbrennen“ im Umland von Freising

Von Ernst Wengert

In der Nacht vom Karsamstag zum Ostersonntag mag der Ortsunkundige aufschrecken, wenn er in die Gegend des Hügellandes um Freising kommt: Feuer lodern auf. An den Ortsrändern sind sie zu sehen, unheimlich, vielfach wie von Öl und Gummi genährt. Mitten im Feuerstoß steckt eine Stange und daran hängt ein Mann, eine Stroh puppe. Dies ist der Judas. Er wird verbrannt. Das „Ostermannbrennen“ ist ein alter Brauch der Osternacht. Im Ampertal wird es auch „Judasfeuer“ genannt.

Die Bauern haben nach dem winterlichen Baumausschneiden die Äste und Zweige aus den Obstgärten an den Dorfrand gefahren, auf einen Haufen, und einige dürre Prügel dazugeworfen, damit auch die zum Teil noch grünen Obstreiser gut verbrennen. Natürlich waren die Burschen mit dem vorhandenen Brennmaterial oft noch nicht zufrieden. Wenns finster war, wurde die zweite Rate besorgt, d. h. gestohlen. Die Burschen stiegen dann über die Zäune und holten, so lange der Hund ruhig blieb, dürre Stangen und Prügel. Die Hohenbacherer versichern, daß schon manche Holzstöße verschwunden seien. In den letzten Jahren hat man alte Auto- und Schlepperreifen dazugeworfen und einige Fässer abgelasenes Bulldogöl über das Brennmaterial geschüttet. Das gab ein kräftiges, stinkendes Feuer, mit den langen Flammen, die an der Spitze rußige Wolken bildeten. Ein richtiges Höllenfeuer. Das halbe Dorf stand herum, wärmte und erfreute sich. Die Schulkinder waren da, schlotterten ein wenig in den Knien, weil sie im Rücken froren und vor sich das Urelement Feuer er-

lebten, in schauerlicher Gewalt, die Gesichter rot gefärbt. Die Burschen und Mädln standen in Gruppen, tuschelnd, kichernd, lauernd. Und die Alten fehlten auch nicht. „Sauba brennts, sauba!“

Die alte Schützmmutter erzählt: „Frühra, ja do is da Herr Pfarra kema. Der hots Feia gseugt, daß da Rauch gweicht war und koa Weda kema is im Johr und koa Hagl. D'Leit ham bet, daß da Hagl d Arnt net dachlogn hot. Aba heit brauchts des ja nimma. Heit hams ja d'Haglvosicherung. As Betn lassns ganz weg. Ja, und wia na s'Feia gleana worn is, dann san de Junga übas Feia ghuft. A rechda Gaude wars hoit.“

„Wind und Wolken droben,
läßt den Hagel oben,
schickt uns Gottes Segen
und einen warmen Regen.“

Das bäuerliche Volk hat auf seine Weise an die Dramatik jener Ostertage erinnert, die den Tod Christi brachten. Zu den drei wichtigsten Personen der damaligen Geschehnisse gehörte neben Christus und Pontius Pilatus der Verräter Judas Iskariot. Ein gewalter Haß, der sich im Volke angesammelt hat ob des gemeinen Verbrechens, bricht auf den ehemaligen Apostel los. Er ist der Hauptschuldige an diesem Mord an Christus. Pilatus kommt weit besser weg, wenn das Volk zu Gericht sitzt. Der Treuebruch, bei den Germanen das furchtbarste Verbrechen, kann nicht gesühnt werden. Darum muß die Leiche dieses Mannes nicht nur verhöhnt, sie muß vollkommen vernichtet werden. Judas wird nicht begraben,